

Trauerarbeit im "Ackermann aus Böhmen" : Beobachtungen an einem Text des 15. Jahrhundert

Autor(en): **Schnyder, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **64 (1984)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

André Schnyder

Trauerarbeit im «Ackermann aus Böhmen»

Beobachtungen an einem Text des 15. Jahrhunderts

Der Begriff Trauerarbeit

Einige Monate nach Beginn des Weltkriegs, im März 1915, formulierte Sigmund Freud in dem zweiteiligen Essay «*Zeitgemässes über Krieg und Tod*» einige bereits früher erreichte Einsichten über den Umgang mit dem Tod. Wir lesen darin die Sätze¹:

Diese kulturell-konventionelle Einstellung gegen den Tod [nämlich das Schweigen darüber] ergänzt sich nun durch unseren völligen Zusammenbruch, wenn das Sterben eine uns nahestehende Person, einen Eltern- oder Gattenteil, ein Geschwister, Kind oder teuren Freund getroffen hat. Wir begraben mit ihm unsere Hoffnungen, Ansprüche, Genüsse, lassen uns nicht trösten und weigern uns, den Verlorenen zu ersetzen. (SA, IX 50)

Sehr knapp, aber zugleich sehr genau sind hier Gedankengänge formuliert, welche Freud selber und die Psychologie und Psychiatrie der Folgezeit, z. T. angeregt durch ihn, z. T. unabhängig oder gegen ihn, entwickelt hat². So lesen wir zu einem heute landläufig gewordenen Begriff bei Freud:

Worin besteht nun die Arbeit, welche die Trauer leistet? ... Die Realitätsprüfung hat gezeigt, dass das geliebte Objekt nicht mehr besteht, und erlässt nun die Aufforderung, alle Libido aus ihren Verknüpfungen mit diesem Objekt abzuziehen. Dagegen erhebt sich ein begreifliches Sträuben – es ist allgemein zu beobachten, dass der Mensch eine Libidoposition nicht gern verlässt, selbst dann nicht, wenn ihm Ersatz bereits winkt. Dies Sträuben kann so intensiv sein, dass eine Abwendung von der Realität und ein Festhalten des Objekts durch eine halluzinatorische Wunschose ... zustande kommt. Das Normale ist, dass der Respekt vor der Realität den Sieg behält. ... Es spricht sich nun rasch aus und schreibt sich leicht nieder, dass die «unbewusste (Ding-)Vorstellung des

Objekts von der Libido verlassen wird». Aber in Wirklichkeit ist diese Vorstellung durch ungezählte Einzeleindrücke (unbewusste Spuren derselben) vertreten, und die Durchführung dieser Libidoabziehung kann nicht ein momentaner Vorgang sein, sondern gewiss ... ein langwieriger, allmählich fortschreitender Prozess. Ob er an vielen Stellen gleichzeitig beginnt oder eine irgendwie bestimmte Reihenfolge enthält, lässt sich ja nicht leicht unterscheiden ... (SA, III 198 f., 209)

Ziel der Trauerarbeit ist also, das zu vermeiden, was Freud als pathologisch beschreibt, die Unfähigkeit, sich trösten zu lassen, das Begraben eigener «*Hoffnungen, Ansprüche, Genüsse*». Positiv formuliert: Am Ende der Arbeit soll der von einem Verlust Betroffene wieder fähig und bereit sein, neue menschliche Beziehungen einzugehen.

Es genügt übrigens schon, vorwissenschaftliche Denkweise, wie sie etwa in Sprichwörtern erscheint, zu studieren, um zu sehen, wie sehr die Wissenschaft hier uralte menschliche Erfahrungen auf den Begriff und ins System bringt. So konstatiert das Sprichwort etwa kurzerhand: «*Allzeit trauren kann nicht dauren.*» Es stellt auch einen Zusammenhang zwischen der Gesundheit und dem Verhalten des Menschen im Leiden her: «*Kurz trauern ist lang leben.*» Und – in warnendem Ton –: «*Langes Trauern, kurzes Leben.*» Schliesslich hält es auch Ratschläge bereit, wie mit dem Leiden und Trauern richtig umzugehen sei: «*Tränen machen das Herz leicht.*» auch: «*Geklagtes Leid ist halbes Leid.*»³

Beobachtungen und das Bedürfnis der Wissenschaft, die oft wirren Phänomene der Wirklichkeit zu ordnen, lassen es als sinnvoll erscheinen, im Vorgang des Trauerns mehrere deutlich voneinander abgegrenzte Abschnitte zu unterscheiden. Am Beginn steht die emotionelle Erstarrung, die Tränenlosigkeit; später brechen die Emotionen auf; es folgt eine Zeit der Suche nach dem oder der Verlorenen, verbunden mit der Erfahrung, dass eine reale Vereinigung nicht mehr möglich ist. Als Ziel steht am Schluss, wie bereits erwähnt, der Gewinn neuer Selbst- und Weltbejahung durch die Ablösung vom Toten. – Das alles spielt sich nun freilich nicht in einem automatischen Vorgang ab, sondern damit ist ein Anspruch gesetzt, ein Ziel gesteckt: nicht umsonst spricht man von *Trauerarbeit*. Das besagt, dass die Trauerarbeit auch misslingen oder wenigstens jederzeit ins Stocken geraten kann.

Es sollen hier nun nicht die vielfältigen Fragen, die sich dem Psychologen und Psychiater stellen, erörtert werden. Absicht ist es vielmehr zu zeigen, wie für den Literaturwissenschaftler und den Leser überhaupt der Begriff «*Trauerarbeit*» bei der Lektüre eines über 500 Jahre alten Textes fruchtbar gemacht werden kann. Dem psychologisch Interessierten öffnet sich ander-

seits ein Blick auf die Möglichkeiten, durch literarische Texte mehr über das Empfinden längst vergangener Generationen, damit verstummter Beobachtungspersonen, zu erfahren. Reiz und Schwierigkeit solcher Empirie über die Zeiten hinweg besteht darin, dass literarische Texte kein unmittelbar auswertbares Beobachtungsmaterial bieten. Der Ausdruck seelischer Befindlichkeiten ist vielmehr durch literarische Traditionen überformt. Hier ist der Psychologe auf Hinweise des Literaturwissenschaftlers angewiesen, will er nicht literarische Muster als direkte Aussage missverstehen.

«Der Ackermann aus Böhmen»

Zu betrachten ist der knapp nach 1400 geschriebene «*Ackermann aus Böhmen*» des Johannes von Saaz (auch Johannes von Tepl)⁴. Dieser, Notar und Stadtschreiber im böhmischen Saaz, später in Prager Neustadt, lässt in einem zweiunddreissigteiligen oft heftigen Wortwechsel den Ackermann, der eben seine Frau verloren hat, als Kläger gegen den Tod, der sie ihm nahm, auftreten. Den Schluss des Werks machen der Urteilsspruch Gottes und ein langes Gebet des Ackermanns.

Die Germanisten haben in den vergangenen hundert Jahren viel über diesen in mancherlei Hinsicht einzigartigen Text gerätselt und sich auch gestritten. Die einen sahen in diesem nur etwa 40 Seiten umfassenden Werk eine tief erschütterte und erschütternde Darstellung der Trauer, die Johannes beim Tod seiner Frau am 1. August 1400 überfiel. Andere erblickten darin nichts mehr als eine sprachlich hervorragend gemachte, jedes biographischen Gehaltes aber entbehrende Stilübung. Sie beriefen sich oft auf einen erst 1933 zufällig entdeckten lateinischen Widmungsbrief des Autors an seinen Prager Jugendfreund Peter Rothirsch. In der Tat ist darin viel von den «modernsten» Stilfiguren und -künsten die Rede, kein Wort – mindestens kein eindeutiges – fällt, das vom Verlust der Ehefrau spricht. Plausibelster Ausweg aus der drohenden Alternative «Stilübung oder Erlebnisdichtung» samt den Wertungen, die sich mit diesen zwei Momenten für uns Heutige verbinden, ist es wohl, die Frage als falsch gestellt zu übergehen. Tatsächlich fällt es schwer, in den mittelalterlichen Literaturen Belege für Erlebnisdichtung, wie sie uns exemplarisch wenigstens seit und von Goethe vertraut ist, zu finden. Unser vorliegender Lektürever such braucht ohnehin nicht zu Aussagen, wie der Autor und seine Leser diesen Text verstanden haben, zu führen (ausgeschlossen ist das allerdings nicht). Es geht vielmehr vor allem darum, wie man als heutiger Leser mit heutigen Denkformen den alten Text neu entziffern kann.

In der Wirrnis der Gefühle

Der Beginn der Trauerarbeit, der Verlust, und ihr Ende, das Finden eines neuen Verhältnisses zu sich und der Welt, sind einigermaßen klar zu erkennen. Die dazwischen stehenden Phasen lassen sich aber jeweils nicht so sicher auseinander halten, denn oft kann es zu Rückfällen in frühere Stadien, die bereits durchlaufen schienen, kommen. Man wird schon deswegen nicht erwarten, dass unser Text sich einem schematischen Nacheinander von emotioneller Erstarrung über den Aufbruch der Emotionen, die Suche nach der Toten und die endgültige, seelisch vollzogene Trennung bis zum Ende der Trauer fügt.

Sicher scheint bloss, dass mit dem Schlussgebet des Witwers der Verlust der Frau akzeptiert ist; ganz eindeutig fehlt ferner der Ausgangspunkt der Trauerarbeit, die Phase emotioneller Starre, in der Darstellung unseres Textes. Dieser beginnt gleich mit dem wildesten Ausbruch des Affektes. Über rund 20 Zeilen hin erstreckt sich eine einzige grosse Verfluchung, die der Witwer gegen den Tod schleudert. Er macht in seinen Verwünschungen die ganze Welt und Gott zu den Vollstreckern seines Tötungswunsches:

Ihr, Tod, euch sei geflucht! Gott, Euer Schöpfer, hasse Euch, wachsendes Unheil haue bei Euch, Missgeschick suche gewaltig Euch heim, gänzlich geschändet seid immer! ... Himmel, Erde, Sonne, Mond, Gestirne, Meer, Gewässer, Berg, Gefilde, Tal, Aue, der Hölle Abgrund alles was Leben und Wesen hat, sei Euch unhold, abgünstig und fluch Euch ewiglich! (1)

Am Schluss heisst es dann:

Von mir und aller Menschheit sei über Euch wahrhaft Zeter geschrien mit gerungenen Händen.

Damit ist das Folgende von der Situation her ganz präzise festgelegt: Zeter mit gerungenen Händen schrien nach altdeutschem Recht die Hinterbliebenen eines Ermordeten vor Gericht. Sie leiteten damit den Prozess ein. Hier wird also der Tod vor Gericht zitiert.

Der Angeklagte reagiert auf diesen Gefühlsausbruch mit ironischer Kühle und Distanz. Er zwingt durch eine nachdrückliche Aufforderung den Witwer, sich zu nennen und überhaupt erst einmal zu sagen, was der genaue Grund der Anklage sei. Die vordergründige Frage nach dem Namen führt natürlich rasch tiefer. Sich nennen bedeutet, sich selber darzustellen, dabei über sich selber nachzudenken. Wir werden sehen, wie der Witwer auf die Fragen des Todes hin gezwungen wird, über sich selber grössere Klarheit

zu suchen. Zunächst kann er sich nun mit der einfachen Namennennung begnügen. Er stellt sich allerdings nicht mit einem der üblichen Vornamen vor, schon gar nicht mit dem des Autors, sondern mit einem weit verbreiteten Vergleich als Ackermann, Bauer, mit dem Vogelfeder-Pflug, als Schriftsteller somit. Diese Metaphorik schafft einen gewissen Abstand zwischen dem Autor Johannes und seiner im Text als Ich auftretenden Figur. Wüssten wir sicher, dass der Dichtung ein wirkliches Erleben zugrundeliegt, könnte man diese Distanzierung als Anzeichen für den Abschluss der Trauerarbeit durch das historische Ich, den Autor, im Augenblick der Niederschrift deuten.

Der Nennung folgt nun ein Stück Selbstdarstellung. Es ist dabei interessant zu sehen, wie der Trauernde sich fast ausschliesslich von seinem Verlust her begreift. Er ist nicht Vater, nicht Freund, nicht Bürger einer Stadt, er ist *Witwer*.

... Ihr habt mir meines Glückes Halt, meine auserwählte Turteltaube arglistig entwendet; Ihr habt unwiederbringlichen Raub an mir getan. Nun wird zu mir gesprochen: Kratz ab! Bei trüben Gedanken, auf dürrem Aste, finster und verdorrend bleib und jammere ohn Unterlass!
(3)

Der Kläger stellt sich hier unter anderem als Turteltäuberich dar, der nach dem Tod des Weibchens auf dem dürren Ast klagend ausharrt und sich mit schmutzigem Trinkwasser begnügt. Dieses alte und häufige Symbol ist mehrdeutig, was für unsere Fragestellung Folgen zeitigt. Versteht man die Turteltaube als Sinnbild unstillbaren Leids, wie das in der einen Traditionslinie üblich ist, dann scheint damit angedeutet zu werden, dass der gute Ausgang der Trauerarbeit unerreichbar ist. Wer sich im Schmerz einrichtet, auf dem dürren Ast sitzen bleibt, kann das Leid nicht bewältigen. Nun steht aber der Vogel in einer zweiten Deutungstradition für die Sehnsucht nach Gott. Folgen wir dieser Auslegung, ergibt sich der Hinweis auf ein Glück, das unverlierbar ist, das jenseits irdischer Trauer besteht und erreichbar ist. Für den Ackermann mag das heissen, dass er die Trauerarbeit durchsteht.

Vorderhand wird der Witwer freilich völlig von der Verzweiflung über den Verlust beherrscht; sie verbindet sich mit der Angst vor der Zukunft. Zukunftsangst und Leid der Gegenwart enthalten aber zugleich das Glück der Erinnerung:

Frisch und froh war ich vormals in jeder Stunde; kurz und lustvoll war mir Tag und Nacht, in gleicher Weise freudenreich, wonnenreich alle beide; ein jegliches Jahr war mir ein gnadenreiches Jahr. (3)

Diesem Blick in die Vergangenheit zurück sind lange Abschnitte der folgenden Kapitel gewidmet. In immer neuen Worten preist der Ackermann sein vergangenes Glück, seine Frau, ihre vielen guten Eigenschaften. Sie erscheint als begehrtenswerte Geliebte: «... ich war ihr Geliebter, sie meine Liebste.» (5) Sie wird als Sonne, Stern, Falke – dies typische Symbole der hochmittelalterlichen Liebeslyrik – verklärt:

Verschwunden ist mein lichter Stern am Himmel; zur Neige ist gegangen meines Heiles Sonne, auf geht sie nimmermehr. (5) ... Entflogen ist mir mein ehrenreicher Falke ... (7)

Anderswo tritt die Tote etwas deutlicher als leibhaftige Figur auf:

... sie war edler Geburt, reich an Ehren, rüstig und all ihre Gespielen überragender Gestalt, wahrhaft und züchtig in Worten, keuschen Leibes, gut und fröhlich im Umgang ... (7)

Sie wird uns ferner als liebevolle Mutter und pflichtbewusste Ehefrau geschildert:

Tot ist die Henne, die da aufzog solche Kuchlein. (9) ... Wider alles Weh und Ungemach meine heilsame Arznei, Gottes Dienerin, meines Willens Pflegerin, meines Leibes Wärterin, meiner und ihrer Ehre tägliche und nächtliche Wächterin war sie unverdrossen. (11)

Unschwer wird der Psychologe in diesen und den vielen vergleichbaren Äusserungen nicht nur den Schmerz der Erinnerung, sondern die immer neu beginnende Suche nach der Verstorbenen entdecken. Diese Suche stösst ständig an eine Grenze, die Entdeckung, dass die Vermisste nicht wirklich, sondern nur als Tote zu finden ist. Sprachliches Signal dafür sind die vielen Vergangenheitsformen. Die Vergegenwärtigung hat keine Zukunft, sondern führt immer in die Vergangenheit zurück. Gerade diese Einsicht lässt aber die Trauerarbeit in der Phase des Suchens und Sichtrennens erfolgreich werden.

Dass die Tote als Falke, Stern, Sonne, Fahne erscheint, als minnesängerisch von ferne angebetete Geliebte, aber auch als Ziel und Erfüllung sexueller Wünsche, als statussichernde Ehefrau, tüchtige Hausverwalterin, liebevolle Mutter beschworen wird, darauf haben sich etwa schon die Sozialhistoriker und Stilgeschichtler ihren Reim gemacht. Diese betonten die Verwendung von Symbolen und Stilelementen, die um 1400 schon jahrhundertalt waren, jene verwiesen auf die verschiedenen Frauenrollen, die sich im Text finden. Auch von unserem Gesichtspunkt her lässt sich dieses Verfahren, die Tote nicht nur immer wieder, sondern auch in immer neuen

Aspekten ihres Daseins zu beschwören, als sinnvoll begreifen. Wir erinnern uns an die eingangs zitierte Bemerkung Freuds, die Libido müsse sich von jeder *einzelnen* der vielen verschiedenartigen Erinnerungen an das Objekt abziehen. Genau das geschieht in unserem Text; seine Trauerarbeit ist so nicht bloss lang, sondern langwierig, vielfältig.

Charakteristischerweise betreibt nun aber das Suchen und Vergegenwärtigen nicht der Ackermann allein, sondern auch der Tod:

Sie war gar tüchtig und makelfrei; ... Reinen Gewissens, dienstfertig, treu, wahrhaft und zumal gütig war sie gegen alle Leute. (4)

Damit erscheint der Tod nicht ausschliesslich als Gegenüber und Gegner des Trauernden, sondern als Teil desselben. Der Prozess der Trauerarbeit lässt sich somit nicht verfolgen, indem man nur die Reden des Witwers beachtet; das Ganze ergibt sich erst aus den zwei Teilen, der Rede und der Gegenrede.

Diese Interpretationsregel hilft uns noch bei einer andern Beobachtung weiter. Der Ackermann idealisiert die Tote in stärkster Masse. Das haben die zitierten Stellen bereits erkennen lassen. Es sei deshalb nur noch ein Beispiel angeführt, wo dieses Idealisieren sich weniger im Inhalt als in der Form der Darstellung zeigt. Nach dem Namen seiner Frau gefragt, antwortet der Ackermann nämlich mit einem Buchstabenrätsel:

«Ihr habt mir den zwölften Buchstaben, meiner Freuden Hort, aus dem Alphabet gar schrecklich ausgerissen ... (3)

Der Literaturwissenschaftler wird geneigt sein, hierin einfach ein stilistisches Ornament zu sehen. Der Psychologe kann dadurch an eine Erörterung in Freuds *«Totem und Tabu»* erinnert werden. Freud fragt sich dort, wieso oft die Nennung Gestorbener bei ihrem Namen mit einem Verbot belegt ist. Bei seiner Antwort geht er von der gefühlsmässigen Ambivalenz gegenüber Toten, von der Unmöglichkeit, in diesem Moment die negativen Gefühle frei zu äussern; er rechnet weiter damit, dass diese Gefühle auf den Toten projiziert werden, so dass dieser als gefährlich erscheint. Diese Bedrohung des Lebenden durch den Gestorbenen erkläre ihrerseits, dass vermieden werde, dessen Namen auszusprechen. So ergibt sich für ihn als Ergebnis dieser verwickelten Überlegungen:

Auch das Tabu der Toten rührt von dem Gegensatz zwischen dem bewussten Schmerz und der unbewussten Befriedigung über den Todesfall her. (SA, IX 352)

Durch die Tabuisierung des Namens in unserem Text deutete sich also – wenn wir diese Gedankengänge Freuds hierher übertragen – bereits an,

dass das überschwengliche Lob der Toten nur die eine Hälfte der Wahrheit ist und – für sich allein genommen – Idealisierung. Fiele übrigens im weiteren Verlauf des Textes der Name der Toten unverhüllt, so dürfte man dementsprechend darin ein Indiz sehen, dass die Idealisierung überwunden ist, die Beziehung in ihrer Ambivalenz wahrgenommen und angenommen wird. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Doch zurück zur Frage der Idealisierung. Die Verarbeitung kann nur gelingen, wenn der Hinterbleibende die Beziehung zum Toten in ihrer Zwiespältigkeit anerkennt, wenn er also nichts daran beschönigt, Hässliches vielmehr beim Namen nennt. Das tut der Ackermann nicht. Es bleibt also dem Tod vorbehalten, hier zu korrigieren. In Kapitel 12 erwägt er Folgendes:

Als du zuerst dein löbliches Weib nahmest, fandest oder machtest du sie tüchtig? Hast du sie tüchtig gefunden, so suche mit Vernunft! Du findest noch viele tüchtige, reine Frauen auf Erden, deren eine dir zur Ehe mag werden. Hast du sie aber tüchtig gemacht, so freue dich! Du bist der lebende Meister, der noch ein tüchtig Weib erziehen und schaffen kann.

Ironie und Frauenverachtung dieser Worte sind unüberhörbar. Sie sind dazu angetan, dem Witwer die Blindheit seines Idealisierens einsichtig zu machen. Freilich bedarf es dazu einiger Anstrengung. So greift der Autor tief ins Arsenal frauenfeindlicher und frauenfreundlicher Gemeinplätze und legt dem Ackermann einen Hymnus auf dieses Geschlecht, dem Tod eine vernichtende Beschimpfung in den Mund.

Aufschlussreich für unsere Betrachtung sind noch weitere Momente in diesen Kapiteln: einmal, dass hier überhaupt nicht mehr von der einen Frau, sondern von den Frauen überhaupt die Rede ist. An dieser Entindividualisierung lässt sich ablesen, wie weit die Gestorbene für den Mann schon zum fest umrissenen, ruhigen Bild geworden ist, wieviel sie von ihrer anfänglichen Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit – die sich der Trauernde allerdings in seinem Schmerz nur imaginierte – verloren hat. Aufschlussreich ist dann aber, dass die Idealisierung aufhört. Das geschieht nicht nur, indem der Text dem Weiss des Witwers das Schwarz des Todes entgegenstellt. Beide zeigen schon von sich aus das Grau, indem sie einräumen, dass es neben missratenen Frauen auch tüchtige gebe, neben tüchtigen auch missratene. Der Tod beginnt seine düstere Darstellung des Ehelebens mit dem Eingeständnis: «... ungeachtet aller reinen Frauen ...» (28), der Ackermann schliesst seine Apologie der Ehe, indem er einräumt:

Jedoch muss es neben Golde Blei, neben Weizen Kornraden, neben allerlei Münzen Fälschungen und neben Weibern Unweiber geben. (29)

Die Fortschritte der Trauerarbeit lassen sich neben den Wandlungen des Themas «Frau» auch an Veränderungen anderer Themen verfolgen. Da fällt etwa die Aufforderung des Todes, nicht zu trauern, das habe keinen Sinn:

Der ist töricht, der da beweinet die Sterblichen. Lass ab! Die Lebenden zu den Lebenden, die Toten zu den Toten, wie es bisher gewesen ist! (8)

In sich erscheint uns dieser Satz unvollständig und damit falsch; es kommt auf das Mass des Trauerns an. Der Ackermann wird denn auch zum Widerspruch gezwungen; sein Ja fällt so bedingungslos aus wie das Nein des Todes. In heftigen Worten verteidigt er das Recht zu trauern:

Soll ich da nicht traurig und voll Kummer sein, wo ich bis an mein Ende harren muss, beraubt aller Freude? (9)

Einige Kapitel später sagt der Tod:

Hättest du dich der Liebe enthalten, so wärest du nun des Leides enthoben. Je grössere Freude, Liebe zu erfahren, desto grösser das Leid, zu entbehren Liebe. (12)

Damit vermittelt er zwischen den früheren Extremen. Das Leid über den Verlust folgt notwendig dem Glück über den Besitz; dass aber wegen des einen nicht auf das andere verzichtet werden muss, kann und soll, deuten die Aussageform des ersten Satzes, der Irrealis, an: «Hättest du ...».

Neuer Lebensbezug beim Gelingen der Trauerarbeit

Recht früh findet man in unserm Text, was als beispielhafte Formel für den letzten Teil der Trauerarbeit gelten kann, den neuen Bezug zu Welt und Selbst. Der Witwer fragt:

Worüber soll ich mich nun freuen? Wo soll ich Trost suchen? Wo soll ich Zuflucht haben? Wo soll ich eine Heilstätte finden? Wo soll ich treuen Rat holen? (13)

Allerdings zeigt die unmittelbare Fortsetzung der Rede, dass diese Fragen nicht ernsthaft auf jede Antwort gefasst sind. Dem Ackermann sind sie hier in den Mund gelegt, damit er als Opfer des Todes stilisiert wird. Es sind rhetorische Fragen; entsprechend reagiert der Tod nicht durch eine Antwort darauf. In Abschnitt 21 wiederholt aber der Trauernde die Frage.

... ratet, helfet und weiset, wie ich so schweres Leid vom Herzen werfen möge, und wie meinen Kindern eine solche reine Mutter ersetzt werde.

Der Tod rät darauf, nicht ohne Übertreibung:

Sobald du etwas verloren hast, was du nicht wiedererlangen kannst, tu als sei es nie dein geworden! Hinflieht alsbald deine Trauer. (22)

Fünf Kapitel später lautet die Frage noch genauer und richtet sich noch klarer auf die Zukunft:

... in welcher Art soll ich nun mein Leben einrichten? Ich habe vormals in der lieben fröhlichen Ehe gelebt; wohin soll ich mich jetzt wenden? In den weltlichen oder geistlichen Stand? ... Im Zweifel bin ich, wohin ich mich kehren sollte: mit Gebrechen behaftet ist aller Menschen Stellung. (27)

Da ergeben sich, wie schon anderswo, je nach dem Standpunkt des Lesers sehr unterschiedliche Auslegungsmöglichkeiten. Sieht man im Text die Verfahrensweisen der Rhetorik am Werk, wie das der Widmungsbrief nahelegt, so wird man aus diesen Fragen nur schärfste Ironie heraushören. Eine Verklausulierung wie «*Wohnet Treue in Euch ...*», mit der die zuletzt zitierte Bitte um Rat einsetzt, legt die Annahme von Ironie nahe. Auch die Fortsetzung scheint zu zeigen, dass der Witwer nicht wirklich bereit ist zu einem neuen, anderen Leben:

Bei meiner Seele sage ich: wüsste ich, dass es mir in der Ehe gelingen würde wie vordem, in ihr wollte ich leben, solange mein Leben am Leben bleibt.

Absicht der Ironie wäre es, den Tod im Redekampf ausser Gefecht zu setzen.

Nichts hindert uns aber, diesen Worten als Ausdruck einer Phase der Trauerarbeit (nicht schon von deren Ende) mehr Ernsthaftigkeit zuzubilligen. Zwar sucht der Witwer einen neuen Lebensinhalt, deshalb auch die in sich genommen eindeutige Frage. Gleich danach überwältigt aber die Vergangenheit die Zukunft. Er möchte, dass es wieder wie früher wird, er wünscht sich die Wiederkehr des Immer-Gleichen. Dass er allerdings von seinem persönlichen Glück in allgemeinsten Formulierungen – «ein Mann», «ein Weib» – redet, scheint doch Distanzierung vom Vergangenen zu signalisieren. – Die Lobesworte über das Glück der Ehe provozieren den Tod zu seiner bereits besprochenen Schmähere auf die Frauen, die wiederum den Ackermann zu seinem Lob derselben. Es zeigt sich hier erneut, wie verschlungen die Argumentation des Textes ist, aber auch dass seine Interpretation als Darstellung von Trauerarbeit keineswegs zu einer gewaltsamen Vereinfachung seiner verwickelten Gedankengänge führen muss.

Im 33. Kapitel ergreift nun Gott das Wort. Er gibt beiden Gegnern teilweise Recht und wirft ihnen beiden Überheblichkeit vor: dies ist die Quintessenz seines Richterspruchs.

Der Kläger klagt einen Verlust ein, als ob der sein Erbgut wäre; er bedenkt nicht, dass es von Uns verliehen war. Der Tod rühmet sich eigener Herrschergewalt, die er doch allein von Uns zu Lehen empfangen hat. Jener klagt ein, was nicht sein ist; dieser rühmet sich einer Herrschaft, die er nicht aus sich selber hat.

Festzuhalten ist zunächst, dass keine der zwei Parteien das letzte Wort hat, sondern dass eine übergeordnete Macht eingreift und mit ihrer Autorität das Urteil, zu dem der Text kommt, abdeckt. Dass der Trauernde in seinem immer mitgemeinten Anspruch auf ewiges Leben, also mit seiner Negierung des Todes, recht behält, das verhindert das Realitätsprinzip: offensichtlich müssen alle Menschen sterben. Indem aber auch dem Tod der Sieg, damit die absolute Macht verweigert wird, schliesst sich die Ausflucht des Sadismus. Sadismus sei, so mutmasst die Psychoanalyse⁵, eine Möglichkeit der Psyche, der Todesangst durch Identifikation mit dem Tod als dem immer stärkeren Zerstörer Herr zu werden. In unserem Text erweist sich das als unmöglich, weil der Tod nicht der Stärkste ist.

Das Urteil Gottes nennt auch ein darstellerisches Prinzip, nach dem das ganze Streitgespräch aufgebaut ist. Die zwei Gegner sind miteinander im Kampf verschlungen. Dialektisch treibt des einen Rede die des andern heraus. Das Wissen, dass er sterben muss, drängt den Menschen zu leben. Leben bedeutet, den Tod ständig anzugreifen, gegen ihn Anklage zu erheben. Das wird den Tod zwar nicht vernichten; vielmehr zwingt es ihn, die Wahrheit zu sagen, nämlich zu verkünden, dass es ihn gibt. Der Wille zum Leben führt zur Erkenntnis des Todes.

Ihr habt beide gut gefochten: den zwingt sein Leid zu klagen, diesen der Angriff des Klägers, die Wahrheit zu sagen. (33)

Verdrängung wird damit unmöglich.

Psychologische Betrachtungsweise wird im Sprecher «Gott» nicht eine eigentliche metaphysische Grösse, sondern das Sprachrohr einer Einsicht sehen: Der Mensch ist sterblich; er lebt erst dann, wenn er aus dem Sterben heraus lebt. Freud hat diese Einsicht in die Variation eines alten Spruches gekleidet:

Si vis vitam para mortem. – Wenn du das Leben aushalten willst, richte dich auf den Tod ein. (SA IX 60)

Nun ist diese intellektuell fassbare Einsicht eines, der gelebte Vollzug einer solchen Einsicht etwas zweites. Da scheint es denn sehr naheliegend, dass wir auch in unserem Text über die sentenziös formulierte Erkenntnis hinaus einen solchen Vollzug suchen. Wir finden ihn im Gebet, welches das Werk abschliesst. Leben ist einzigartig, individuell. Dazu passt, dass der Betende nun nicht als der gleichsam abstrakte, ohne Namen ausgestattete Ackermann, sondern als Iohannes, als konkrete Person somit, erscheint⁶. Zudem: vorher wurde darauf verwiesen, dass oft die zwei Sprecher als Instanzen innerhalb derselben Person angesehen werden könnten. Hat nun das Urteil Gottes die Einheit und Verbundenheit dieser zwei Figuren gezeigt, so wird in der Person des Beters Johannes diese Dualität aufgehoben und dies durch das Verschwinden der zwei früheren Sprecher verdeutlicht. – Andererseits darf der Tod nicht durchgehend als Teil des Trauernden gesehen werden, sondern er ist durchaus auch Verkörperung des Töters. Auch so betrachtet, hat das Verschwinden dieser Figur seinen guten Sinn. Sie hat keine Trauerarbeit abzuleisten, sie bleibt immer unverändert und unveränderlich, das letzte Wort hat deshalb der Trauernde.

Zwei Dinge scheinen im Gebet zu geschehen. Einmal erkennt Johannes in feierlichster Weise diese Instanz an, welche soeben die Gewissheit des Todes und die Gewissheit des Lebens bestätigt hat. Wie am Anfang der Ackermann die ganze Welt zur Zeugin seines Fluchs aufrief, so tut jetzt der Beter dasselbe bei seinem Preis Gottes:

Alles, was unter des ewigen Fahnenträgers Fahne gehört, es sei, welche Kreatur es sei, helfe mir aus Herzensgrunde seliglich mit Innigkeit sprechen: Amen! (34)

Die Fülle der Bilder, in denen von Gott die Rede ist, in ihrer verwirrenden Unbestimmtheit lässt klar werden, dass sich dieser Gott jedem erkennenden Zugriff entzieht. – Das Zweite, was Johannes tut, ist, sich seine Frau nochmals zu vergegenwärtigen. So deutlich sie vor ihm steht – erstmals fällt hier im Text ihr vollständiger und unverschlüsselter Name (das oben erwähnte Tabu ist also gebrochen, seine Ursache, die Idealisierung der Toten, überwunden) –, so bewusst der Schmerz über ihren Verlust ist, so deutlich ist auch das Bewusstsein der Trennung:

Mich schmerzet es um Margaretha, mein auserwähltes Weib. Gönn ihr, gnadenreicher Herr, in Deiner allmächtigen und ewigen Gottheit Spiegel sich ewiglich zu sehen, schauen und erfreuen, darinnen alle Engelchöre ihr Licht haben! (34)

Die Trauerarbeit ist geleistet.

Dem Chronisten bleibt noch nachzutragen, dass Johannes von Saaz, als er zwischen 1413 und 1415 starb, eine Frau namens Clara hinterliess; sie war offenbar seine *zweite* Frau.

Schlussbemerkung

Das Ende des Werks bringt mit Gott und Jenseits Vorstellungen ins Spiel, die einzig im Glauben nachvollziehbar sind. Für Freud waren das klare Wunschvorstellungen, dazu bestimmt, eine harte, unverständliche und skandalöse Wirklichkeit, den Tod, erträglich zu machen. Heute häufen sich die Versuche, dem schwachen Glauben durch Empirie und Dokumentationen auf rationale Füsse zu helfen. Erlebnisberichte klinisch Toter sollen beweisen, dass die Jenseitsvorstellungen, die sich zu allen Zeiten und überall in der menschlichen Geschichte finden, doch etwas mehr als nur Wünsche seien. Aus Freudscher Optik ist dieser Versuch, alte Mythen zeitgemäss «naturwissenschaftlich» oder «biographisch» eingekleidet wieder in Umlauf zu setzen, klare Regression. Aus dieser gleichen Sicht bekommt unser alter Text etwas irritierend Modernes. Es fehlt ihm nämlich jeder rasche Trost durch die Aussicht auf ein Wiedersehen des Johannes und der Margaretha in einer andern Welt. Die Mauer am Ende des Lebens – vor dem Jenseits? vor dem Nichts? – steht fest und hoch wie eh und je und immer.

¹ Freuds Werke werden in der elfbändigen Studienausgabe Frankfurt 1982 unter Angabe von Band- und Seitenzahl zitiert. – ² Die Literatur, teils theoretisch, teils als praktische Handreichung gedacht, ist sehr gross. Für eine erste Einführung sei bloss verwiesen auf: Lily Pincus, ... bis dass der Tod euch scheidet. Zur Psychologie des Trauerns. Stuttgart 1977, und: Verena Kast, Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses. Stuttgart 1982. – ³ Zitiert nach K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. 5 Bd. Darmstadt 1964 (Nachdruck), Bd. 3 Sp. 16, Bd. 4 Sp.

1164 und 1292. – ⁴ Am leichtesten zugänglich ist der Text in: Johannes Tepl, Der Ackermann aus Böhmen. Originaler Text und Übertragung. Stuttgart 1969 u. a. (Reclam Nr. 7666). Nach dieser Übersetzung wird (unter Angabe des Kapitels) im folgenden zitiert; da sie jedoch (wie die andere z. Zt. greifbare dt. Übertragung ebenfalls) eher altfränkisch daherkommt, wurden gelegentlich leichte Retuschen angebracht. – ⁵ Vgl. etwa Kast (Anm. 2), S. 158. – ⁶ Die Anfangsbuchstaben der einzelnen Gebetsabschnitte ergeben den Namen Iohannes (vgl. die Ausgabe, S. 39).